

Alexandra Schmidt

Und heute *bin ich frei*

Mein langer Weg zu eigener Würde
und Selbstvertrauen. Eine Lebens-
geschichte über acht Jahrzehnte.

adeo

Meinen geliebten Kindern Donata und Tamara

Allen hier Geschriebenen will ich voranstellen, dass dies meine eigenen Lebenserinnerungen sind. Sie sind – wie sollte es auch anders sein – aus meiner persönlichen Sicht dargestellt, sicherlich durch den zeitlichen Abstand verändert und ohne Anspruch auf eine objektive Abbildung meines Lebens. Sie sind jedoch in diesem Sinne subjektiv ganz authentisch und aus meiner heute rückwärtsblickenden Wahrnehmung wahrheitsgetreu.

Inhalt

<i>Lieber Papi</i>	8
--------------------------	---

I. Akt

Wie alles begann	12
Die liebe Ali	20
Bloß nicht wie jedermann sein	34
Fünftes Rad am Wagen	41
Eine fremde Frau	48

II. Akt

Prince Happy und ich	57
Wir heiraten	77
In der Macht des Verräters	92
Voller Hoffnung	113

III. Akt

Vom Regen in die Traufe	121
Die 180-Grad-Wende	145
Traurig, aber gestärkt	160

IV. Akt

Frau Doktor sein	184
Erfüllte und unerfüllte Träume	195
Wer bin ich?	205
Und heute bin ich frei!	212
<i>Nachwort – ein Appell</i>	216
<i>Anmerkungen</i>	221
<i>Dank an meine Lieben</i>	222



30. Mai 2003 in Selbitz

Lieber Papi,

immer noch habe ich Dir nicht gesagt, wie ich all das, was Du an mir getan und unterlassen hast, heute sehe. Jetzt will ich das nun endlich versuchen. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt irgend etwas daran gutheißen kann, wie Du mit mir umgegangen bist. Das fängt damit an, dass Du verantwortungslos

- Dich nicht freiwillig zu meiner Existenz gestellt hast!*
- mit 28 Jahren so feige warst, auf Druck Deiner Eltern hin eine Frau zu heiraten, für die Du nichts empfunden hast!*
- mich der Mutterbrust entzogen und mit Alete ernährt hast!*

- mich einer extrem frühen Sauberkeitserziehung unterzogen hast!
- mich als Kleinkind Alkohol hast trinken lassen, das lustig und chic fandest und Dich amüsiert hast über mein Torkeln!
- mit mir als Kleinkind aus Angabe Pfeife geraucht hast!
- mir jegliche Schmerzempfindung mit System abtrainiert hast!
- mich in Straßen zu Deinem Vergnügen ausgesetzt hast!
- mich als Spielball benutzt und dabei an die Decke hast knallen lassen!
- mich zu Artigkeit und Gehorsam abgerichtet hast, die keine Widerrede zuließen!
- mich in der Kaserne zur Schau gestellt hast!
- mir das Einmaleins per Stock beigebracht hast!
- meine Fehler beim Klavierspiel mit einem Stahlschlag auf den Kopf geahndet hast!
- mir, um bei anderen einen guten Eindruck mit mir zu machen, eine Backpfeife rechts und links gegeben hast, wenn ich blass aussah!
- mich nicht regelmäßig in die Schule hast gehen lassen, weil Du nicht allein sein wolltest!
- mir das Schummeln und Abschreiben beigebracht hast!
- mich zum Vortäuschen falscher Tatsachen und Angeberei verführt hast!
- mir beigebracht hast, wie man Lehrer und Schüler erbarungslos fertigmacht und ihre Schwächen zur eigenen Machtausübung nutzt!
- mich zum Anführer von Ungutem angestachelt hast!

- *Dich vor mir über Schwächen und Aussehen anderer Leute lustig gemacht hast!*
- *vor mir und zu mir abfällig über redliche Bürger gesprochen hast, die in Deinen Augen nicht außerordentlich waren!*
- *mir kein Schamgefühl vorgelebt oder beigebracht hast!*
- *mich von Anfang an nicht nur emotional missbraucht hast!*
- *mir immer wieder gezeigt hast, wie unfähig, dumm, langsam und ungeschickt ich sei!*
- *jede Gelegenheit wahrnahmst, mich vor anderen bloßzustellen!*
- *toll fandest, wenn ich mich mit Jungs prügelte und die Stärkere war!*
- *mich vor anderen Frauen schlechtgemacht hast, um dadurch bessere Karten bei ihnen zu haben!*
- *mir das Gefühl gegeben hast, Deine Vertraute zu sein, und dennoch nicht zu mir gestanden bzw. mich verleugnet hast!*
- *mir nie das Gefühl gegeben hast, dass ich etwas weiß, etwas kann, hübsch bin oder Kleider tragen kann. Nichts war Dir gut genug, außer dass ich zehn Gänge kochen konnte, ausschließlich Selbstgemachtes verschenkte, einen schönen Busen hatte, mit Dir gut tanzen, Dich mit Hand und Mund befriedigen und mich Dir hingeben konnte!*
- *mich aus Feigheit nicht sehen wolltest, als Du sterbenskrank wurdest!*
- *mich in deinem Testament nicht erwähnt hast und mir auch über niemanden ein Andenken an Dich oder ein Zeichen von Dir hast zukommen lassen!*

Doch, einen Wert habe ich an Dir erfahren, und damit fällt mir das Einzige und zugleich Wesentlichste und Schönste ein: dass Du gelächelt hast, als ich Dir auf Deinem Sterbebett sagte, dass ich Dich liebe! Dass so ein Leuchten in Deinen Augen für mich zu sehen war, dass ich wusste, dass Du meine Liebe angenommen hattest, sie in Dein Herz gefallen und Dir Freude und Erfüllung war!

Damit hast Du mir gezeigt, dass ich in der Lage bin, den, der mich verraten hat, zu lieben. Diesen fast übermenschlichen Wert hast Du mir rückhaltlos offenbart und mich damit meine höchste Erfüllung erfahren lassen. Dafür danke ich Dir in alle Ewigkeit und fühle tiefes Erbarmen für all das Entbehrte und sehulich von Dir Gewünschte!

Alexa

I. Akt

Wie alles begann

Bei einer Abendeinladung (Berlin, März 1938) fehlten noch junge Männer, sodass meine spätere Tante Ilse zur Freude der Gastgeberin zwei junge Doktoren, ihre beiden Brüder, mit-



brachte. Es ergab sich, dass der damals 27-jährige Herbert Tischherr der 25-jährigen Gräfin Irene zu Dohna-Schlodien wurde, die sich wahnsinnig in ihn verliebte, er jedoch angeblich keineswegs in sie. Sie hatte nichts, was ihn erregen konnte, weder „Pep“, „Wackelpo“ noch „hysterische Allüren“. Sie war aus feinerem Holz geschnitzt, Geigerin, von anderer Sensibilität und gerade frisch und enttäuscht in Berlin eingetroffen. Ihr

„rein arischer“ Verlobter hatte ihr kurz zuvor den Laufpass gegeben, nachdem er erfahren hatte, dass sie zu einem Sechzehntel Jüdin war. Herbert, der ihre Verliebtheit bemerkte, stellte ihr, wie er mir später erzählte, mitleidig anheim, ihn während seines Nachtdienstes im Krankenhaus zu besuchen. Das tat sie dann wohl auch und hörte danach nichts mehr von ihm.



Auch als sie ihm schrieb, dass sie von ihm schwanger sei, schwieg er. Verzweifelt war sie daraufhin fest entschlossen, das Kind in einer Geburtsklinik außerhalb Berlins zu entbinden, von der bekannt war, dass die Babys nicht überlebten. Letztendlich fasste sie sich ein Herz und offenbarte ihrer ältesten Schwester Dagmar ihre damals für Adelskreise absolut skandalöse Situation. Diese schrieb daraufhin sofort einen Brief per Eilboten an den schweigenden Doktor, der indes eine Privatpraxis in Berlin-Wilmersdorf hatte und dort auch wohnte. Auch dieser wäre sicherlich in den Papierkorb gewandert, wenn nicht Herberts Mutter Eleonore gerade zugegen gewesen wäre, als der Briefträger an die Tür kam. Sie soll den Brief gelesen haben und mit ihrem Mann, einem habilitierten Gerichtsmediziner, übereingekommen sein, den Sohn zu zwingen, diese Gräfin unverzüglich zu heiraten. Schließlich war sie aus gutem Hause.



Und so stießen zehn Wochen vor meiner Geburt am 14. Oktober 1938 zwei Familien aufeinander, die nichts miteinander gemein und sich wenig zu sagen hatten, und feierten in sicherlich sehr merkwürdiger Atmosphäre eine unerwartete und erzwungene Hochzeit.

Granny, die Mutter meiner Mutter, so schilderte mir später ihre Schwippschwägerin, sei die kälteste Frau, die ihr jemals begegnet sei. Doch die Situation hat sicherlich auch nicht zur Enteisung beigetragen. Bände spricht, dass besagte Granny erst neun Monate nach dieser Trauung erstmals brieflich nach mir gefragt haben soll, das heißt im August 1939. Geboren wurde ich bereits im Dezember 1938.

Einst in jener denkwürdigen Nacht im Franziskuskrankenhaus gezeugt, bin ich in diesem gleichen Haus auch geboren worden. Ganz und gar blau und das Gesicht von Quetschwunden entstellt, soll ich um sieben Uhr morgens per Zangengeburt auf die Welt gekommen sein und brauchte angeblich erst mal einige belebende Prügelschläge, um ins Schreien zu kommen. Gut, dass wir uns an Derartiges später nicht erinnern können.

Mein Vater soll sich direkt darauf mit Verdacht auf Tbc, die sich dann doch nicht bestätigte, in einer Lungenheilstätte aufgehalten haben. Bei seiner Rückkehr hat er mich angeblich



völlig unterernährt vorgefunden und mit Alete-Babymilch gefüttert. Das war damals das Neueste: „Alete, damit’s ein Prachtkind wird“. Es galt als besser als Muttermilch, von der meine Mutter, so fand er, sowieso zu wenig für mich hatte. Angeblich hat er mich fortan gebadet, gewickelt, gefüttert und aufs Töpfchen gesetzt. Die beiden Letzteren immer gleichzeitig, sodass ich bereits mit drei

Monaten „sauber“ war. Kein Wunder, dass ich mit dreieinhalb Jahren, erstmals bei Verwandten übernachtend, die Kacke an die Wand geschmiert haben soll.

Nicht nur die Sauberkeitserziehung gelang meinem stolzen Vater einzigartig früh. Auch meine Artigkeit und meine Manieren ließen von Anfang an nichts zu wünschen übrig. Ich lernte früh, knicksend „Guten Tag“ zu sagen, tapfer nicht zu weinen und keine Miene zu verziehen, ganz gleich, wie weh etwas tat. Dazu hat mein Vater folgendes Ritual mit mir vollzogen: Täglich nach dem Mittagessen verzog er sich mit mir in unseren Sesselraum, der ansonsten den Privatpatienten als Warteraum diente, rauchte mit mir eine weiße Tonpfeife, er eine lange, ich eine kleine – wohlbemerkt mit echtem Tabak und Feuer. Ich war vielleicht zwei Jahre alt. Stolz zurückgelehnt im großen Sessel, mich schon groß wähnend, begann er mich oberhalb des Handgelenks mit dem Finger zu schnipsen, bis es dort rot und blau wurde. Ja manchmal bis aufs Blut. So übte er mit mir, tapfer zu bleiben, und ich blieb tapfer, schaute lächelnd und stolz zu. Ich weiß nicht, ob ich als Kind je geweint habe, auch nicht beim Zahnarzt, auch nicht beim Dornwarzenentfernen aus der Fußsohle ohne Betäubung oder bei schlimmsten Ohrenschmerzen.

Mit Messer und Gabel konnte ich bereits mit zwei Jahren so essen, dass ein unter die Achsel geschobenes Blatt Papier nicht zu Boden fiel und die Handgelenke niemals über die Tischkante glitten, sondern stets artig genau über ihr Platz fanden. Auch wenn das Fleisch von meiner Mutter oder unserem Dienstmädchen bereits in Häppchen geschnitten war, weil mir dazu noch

die Kraft fehlte, musste ich stets rechts das Messer halten und links die Gabel streng köpernah zum Mund führen.

Natürlich wurde meine Wohlerzogenheit am Wochenende Gästen, ohne dass darüber ein Wort verloren wurde, vorgeführt. Ich aß, obwohl schon abends spät, bei Tisch mit. Noch später am Abend, wenn man gesellig beisammensaß, wurde vorgeführt, dass ich Alkohol trinken konnte, und man fand es lustig, dass ich nicht gänzlich geleerte Gläser austrank. Auch über mein darauffolgendes Schwanken wurde gelächelt. Eine meiner schrecklichsten frühkindlichen Erinnerungen ist die, wie ich allein den langen Gang Richtung Schlafzimmer entlang torkelte, jedoch immer wieder hinfiel und alleine aufstehen musste. Ich konnte das Lachen hinter mir hören und fühlte mich unendlich einsam. Es war keiner da, der nach mir schaute, mir half oder die Hand gab. Damals war ich noch keine drei Jahre alt.



Eine beliebte Vorführaktion war ein Ballspiel zwischen meinem Vater und seinem Bruder quer übers Bett. Der Ball war ich, und sie spielten mit einfachem oder doppeltem Salto. Einmal soll ich dabei so hart gegen die Zimmerdecke geknallt sein, dass ich bewusstlos liegen blieb. Das hat ihnen wohl den Spaß verdorben, so wurde ich jedenfalls nicht mehr hin und her geschmissen.

Ein ebenso beliebtes Spiel meines Vaters war es, mich mitten in der Stadt auf der Straße auszusetzen, als ich gerade laufen konnte. Er wartete jedes Mal, bis sich um mich herum eine Menschentraube gebildet hatte, bevor er sich einen Weg durch die aufgerührte Menge bahnte und mich, ein verängstigtes, aber bei seinem Anblick sicher vor Erleichterung strahlendes Kind, in den Arm schloss. So packte er mich vor der staunenden Menge, setzte mich ins Auto und brauste davon. Solcherlei Geschichten erzählte er mir und anderen später stolz und immer noch sichtlich amüsiert.

Ansonsten war er sehr stolz auf mich, wenn ich im feinen Kleidchen zu Besuch in seiner Offizierskaserne, vor all seinen Kameraden im Hof auf die Mülltonne gestellt, „Lili Marleen“ von Marlene Dietrich sang, und alle klatschten.

Es gab für mich nur eines: Ich wollte meinem Papi Freude machen. Das war mein höchstes Anliegen bis ins Erwachsenenalter hinein. Das wusste auch meine Mutter und zwang mich so, alles zu tun, was ich eigentlich nicht tun wollte. Sie schaute nicht, wie es mir dabei ging.

Eines der wenigen positiven Dinge, die ich mit meiner Mutter verbinde, ist, dass sie mit mir gesungen hat. Beim Spazierengehen mit ihr im Park habe ich „Geh aus, mein Herz, und suche





Freud“ von Paul Gerhardt fröhlich herausgeschmettert und fünfzehn Strophen zu Hause auswendig gelernt. Unser Hausmädchen hat, auf mein Bitten hin, oft mit mir die Strophen der Lieder geübt, damit ich von meiner Mutter Anerkennung bekam, so zum Beispiel alle vierzehn Strophen von „Der Mond ist aufgegangen“ oder

sechs Strophen von „Weißt du, wie viel Sternlein stehen“. Singen war wohl das Einzige, wofür ich immer Beifall bekam. Wen wunderts dann, dass ich noch heute gerne vor vielen Leuten singe, es mir richtig Spaß macht, auf diese offensichtlich gewohnte und positiv besetzte Weise im Mittelpunkt zu stehen. Auch heute noch investiere ich gerne viel Zeit darin, Texte auswendig zu lernen – und das fällt mir schwer –, um die Lieder vor möglichst vielen vortragen zu können.

Mein Schönstes aber war, mit unserem Hausmädchen zu ihr nach Hause aufs Land zu fahren, wenn sie alle vier Wochen am Wochenende Ausgang hatte. Da musste ich nichts tun oder können, keiner erwartete etwas und jeder war lieb zu mir. Ich durfte mich schmutzig machen, mit den Tieren spielen, sie anfassen, sie füttern und einfach mal was sagen, auch ohne gefragt worden zu sein. Darauf habe ich mich immer lange im Voraus gefreut. Dort durfte ich einfach Kind sein.

All das fand statt zur Zeit des Zweiten Weltkrieges. Ich erinnere mich noch an die schlimmen Momente, wenn es Fliegeralarm gab. Zwar hatte meine Mutter scheinbar keine Angst, doch die Tatsache, dass sie mich ohne Erklärung aus dem Schlaf oder Spiel heraus in den Keller zerrte, verunsicherte mich. Ich sollte nur artig gehorchen. Es war aufregend, unheimlich, unruhig und ungemütlich. Vor allem, wenn mein Papi nicht da war.

Als mein Vater 1942 eingezogen wurde, fuhren wir zu Tante Desy, der sogenannten „Roten Gräfin“ nach Weimar. Dort war nicht so oft Fliegeralarm, aber alles war unvertraut, und ich musste immer artig sein. Meine Mami – und das Wort kommt mir heute noch schwer über die Lippen – wollte einen guten Eindruck mit ihrem „Püppchen“ machen. So nannte sie mich, wenn ich war, wie ich sein sollte. Nur Singen durfte ich eigentlich immer,



und das fand, je mehr Strophen, desto mehr allgemeine Anerkennung. Auch im Luftschutzkeller. Es war wie eine Rettung aus der Strenge in eine heitere Welt. Diese Unbeschwertheit und Heiterkeit spüre ich auch jetzt noch, wenn ich singe. Ich werde fröhlich und alles Schwere fällt von mir ab.

Während unserer Zeit in Weimar erhielten wir Post von Tante Ilse, der Schwester meines Vaters, die in Unterfranken mit Baron Ferdinand von Hutten, genannt Onkel Nandl, einem direkten Nachfahren von Ulrich von Hutten, verheiratet war und uns anbot, in dieser schlimmen Kriegszeit zu ihnen



unters Dach ins Schloss in Steinbach bei Lohr am Main zu ziehen. Meine Mutter nahm das Angebot an, wir fuhren aber erst noch einmal zurück ins bombardierte Berlin, um unser Hab und Gut zu holen.

Die liebe Ali



Ich war dreieinhalb, als wir zusammen mit der anderen Schwägerin, Tante Dina, nach Steinbach unters Schlosdach zogen. Dort hatten wir zwei Zimmer, die miteinander verbunden waren, und eine kleine Küche, in der wir uns auch wuschen. Ein fahrbares Plumpsklo mit Eimer stand auf dem langen, fensterlosen Flur. Ich sehe noch die Nudelleine über dem Herd, über der die von meiner Mami selbstgemachten Nudeln zum Trocknen hingen. Ich durfte den Teig rollen und mit dem Rädchen die Bandnudeln schneiden. Diesmal geht mir das

„Mami“ leicht von den Lippen, denn Nudelsuppe bekam ich immer dann, wenn meine Mutter mich trösten, mich belohnen oder sonst wie gut zu mir sein wollte. Zum Beispiel, wenn ich ein Beet im Gemüsegarten gut gejätet hatte oder „ohne zu mucksen“ – Worte von ihr – trotz Müdigkeit weitergelaufen bin. Ich glaube, es war leider selten. Doch Nudelsüppchen habe ich mir noch viele Jahre gekocht, wenn mir zart zumute war und ich, den Tränen nahe, Trost brauchte.

Sonst musste ich essen, was auf den Tisch kam. Leider oft Dinge, vor denen es mich so sehr ekelte, dass ich allein beim Geruch dieser Speisen am Tisch erbrechen musste. Das sauer in den Teller Erbrochene musste ich so lange wieder aufessen, bis alles runtergeschluckt und der Teller leer war. Darin war meine Mutter erbarmungslos, weil sie meinte, mein Benehmen sei „Anstellerei“ und „ungezogen“. Ich hatte den Eindruck, sie kochte die mir verhassten Speisen besonders oft, um mir meine „Mäkeligkeit“ abzugewöhnen. Vielleicht wollte sie mir eine besonders gute Erziehung angedeihen lassen, aber gefühlt, wie es mir dabei ging, hat sie nicht. Offensichtlich hat sie auch gar nicht verstanden und gesehen, wie sehr ich mich bemüht habe, alles aufzuessen. Damals waren die Vorlieben oder Launen von Kindern eher nicht so wichtig, sie mussten im oft arbeitsamen Alltag funktionieren. Dennoch war meine Mutter wohl besonders streng.

Ohne meinen Papi war das Leben für mich nicht schön. Ich war seine Prinzessin, und ich erinnerte mich in dieser Zeit nur an tolle Sachen mit ihm. So hatte ich immer große Sehnsucht nach ihm. Einmal im Winter kam er zum Fronturlaub nach



Hause. Mit seiner schicken, hohen, weißen Fellmütze war er sehr attraktiv. Er hatte mir ein Prinzesskleid aus perlenfarbener Seide mitgebracht. Ich war selig und stolz zugleich und wurde unten im Schloss von Onkel und Tante, meinem fast zwei Jahre älteren Cousin und den Hausmädchen über alle Maßen bewundert.

Mein Papi hatte nur Augen und Zeit für mich. Ich fühlte mich gesehen und bejaht. Wir stapften gemeinsam durch den Schnee und bewarfen uns mit Schneebällen. Wir rutschten zusammen auf dem vereisten Schlossee und bauten einen großen Schneemann darauf. Leider musste mein Papi jedoch bald wieder an die Front.



Meine Mutter hatte in gewisser Weise die Moral an die Decke gehängt. Ich konnte ihr nichts recht machen, obwohl ich vom Morgen bis zum Abend versuchte, lieb zu sein. Ich musste immer sofort machen, was mir

gesagt wurde, keine Widerrede geben, meine Spielsachen immer gleich wieder aufräumen, leise sein, nicht so viel fragen, immer ordentlich essen, nicht kleckern, aufessen, was auf dem Teller war. Morgens, bei Tisch und abends beten und dabei ja keinen vergessen, den der liebe Gott beschützen sollte. Und die Ohren zumachen, nicht horchen, was meine Mutter mit Tante Dina

allabendlich im gleichen Raum am Esstisch leise tuschelte. Beim Zubettgehen gar nichts mehr fragen oder sagen und sofort artig einschlafen. Und vor allem nicht noch mal aufstehen, außer zum Pipi machen. Aber auch das war nicht gern gesehen.

Schön aber war weiterhin immer, wenn meine Mutter mit mir sang, das bedeutete Fröhlichkeit miteinander. Obwohl ich dieses trällernd fröhliche Singen im Nachhinein als nicht ganz echt, sondern als etwas, durch das man sich fröhlich machen konnte, empfinde. Vor allem bei Liedern wie „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“ und „Ein Vogel wollte Hochzeit machen“ fühlten wir uns fröhlich. Wie sie sich eigentlich sonst fühlte, habe ich nie von ihr erfahren.

Schön war auch, mit meiner Mutter „Mensch ärgere dich nicht“, „Quartett“ oder „Schwarzer Peter“ zu spielen, und um ihr zu gefallen, bemühte ich mich sehr, mich nicht zu ärgern, wenn ich verloren hatte. Des Öfteren las sie mir auch Märchen vor. „Sterntaler“ und „Zwerg Nase“ waren meine Lieblingsmärchen. Ich hatte jedoch sehr große Angst vor dem Wolf in „Rotkäppchen“. Meine Mutter wusste das, tat es aber als Anstellerei ab und ließ mich alle Weihnachten, möglicherweise aus erzieherischen Gründen, als Rotkäppchen verkleidet in der großen Schlosshalle, in der der riesengroße Tannenbaum stand, unsere Geschenke an alle austeilten. Dass ich mich dabei entsetzlich vor dem Wolf fürchtete, den ich in Gedanken jederzeit ankommen sah, war für sie dummes Zeug und rührte sie wenig. Noch heute spüre ich diese Angst in meinen Gliedern, wenn ich daran denke. Alle anderen waren fröhlich und sangen Weihnachtslieder, freuten sich und fanden mich süß. Ich aber fühlte mich allein und ausgesetzt.

Es gab noch etwas, womit man glänzen und bei meiner Mutter Wohlwollen auslösen konnte: geschenkte Süßigkeiten – damals eine Rarität – nicht gleich selbst aufessen, sondern aufbewahren und anderen abgeben. Ich war stolz darauf, nicht gierig zu sein, warten zu können, sparsam zu sein. Mein Süßigkeitenversteck war mein Schatzkästchen, und ich hortete meine Schätze meist so lange, bis die Schokolade alt und manchmal sogar voller Maden war. Auch heute noch sammle ich besonders Leckerer, das ich geschenkt bekommen oder selbst gekauft habe, für eventuelle Gäste. Das soll jetzt aber anders werden.

Auch Überraschungen sind mir heute noch so wichtig, wie ich es von meiner Mutter gelernt habe. Wichtig war nicht, was man bekam, aber eine Überraschung musste es sein. Stillschweigen, auch wenn man es gerne ausgeplaudert hätte, darin ganz fest sein, nichts verraten – dafür erfuhr man unausgesprochen Lob und Anerkennung von ihr.

Ich merke beim Schreiben, dass ich immer wieder „man“ sage, wenn ich von meinen Erinnerungen mit meiner Mutter spreche. So, als ob mich das alles nicht beträfe, so, als ob ich der Atmosphäre und dem Geschehen nur beigewohnt hätte. Es „kam sowieso nicht in die Tüte“ – Worte meiner Mutter –, sich ihren Erwartungen zu widersetzen. Ich empfand sie als selbstverständlich und fühlte keinerlei Bedürfnis, mich dagegen zu wehren. Auch nicht, als ich schon älter war.

Ich erinnere mich auch nicht an direkte Verbote. Ich erinnere mich aber an den rechten Zeigefinger meiner Mutter, der ihre Worte begleitete, wenn sie darüber sprach, was gut und richtig war, was man tat, wenn man artig war und was unartige oder

ungezogene Kinder taten. Und Letzteres war ich ja beileibe nicht und wollte es keinesfalls sein. Und so standen alle diese Worte nur dick im Raum, galten als allgemeine Regeln, hingen von der Decke, engten ein und beklemmten mich. Aber ich wollte ja lieb sein und Freude machen. Denn so wurde ich auch anderen Kindern vorgestellt und so sprachen andere Erwachsene von mir: als „die liebe Ali“. Später wurde ich zur „guten Ali“. Das hat sich fast bis heute gehalten.

Wenn ich lieb und gut war, war auch meine Mutter lieb zu mir. Aber ich habe keinerlei Empfinden, wie sich dieses Liebsein anfühlte. Das wohlwollende mir Zuschauen, das ich nur vor Augen habe, könnte aus Fotografien stammen. In meinem Herzen selbst ist sie leider wie ein unbeschriebenes Blatt, bei aller Mühe, die ich mir machte, ihre Liebe zu gewinnen. Lob ausgesprochen oder Freude an mir hat sie mir nie direkt gezeigt. Ich hörte nur immer etwas indirekt über mich. So etwas wie eine Zensur, die aber offenließ, ob sie noch hätte besser sein können. Es war das Gefühl von Genügen, was ich bei ihr anstrebte und nie erreichte. Den leisesten Widerständen meinerseits begegnete meine Mutter meist mit „Aber mein Püppchen wollte doch lieb sein und Papi Freude machen“, selbst wenn er zu dieser Zeit, an die ich gerade denke, an der Front war. Damit jedoch hatte sie mich voll im Zaum, denn sie wusste, dass ich bereit war, für meinen Papi alles zu tun.

Glücklicherweise gab es den großen, verwunschenen Schlossgarten. Hier konnte ich mich frei fühlen. Hier konnten mein Cousin Friedrich-Karl, der allgemein Bubi genannt wurde,



und ich tun, was wir wollten. In und hinter den Büschen konnte uns keiner sehen, und wir spielten meistens Doktorspiele oder wer am weitesten pinkeln konnte. In unserem paradiesischen Garten waren Einkriegen, Ball und Verstecken, Häschen in der Grube, im Sandkasten Kuchen Backen und Burgen Bauen und vieles mehr schön mit Bubi. Manchmal durften wir auch mit den Kindern vom Gutspächter spielen.

In den Augen der Dorfbewohner waren wir die „Barons“. Da gehörte ich auch dazu. Im Schloss jedoch fühlte ich mich nicht dazugehörig. Damals galten wir als die „Aufgenommenen“ und



konnten froh sein, da zu sein.

Auch Deta, die Gouvernante von unten, fand ich furchtbar. Sie begleitete die Familie noch lange, und sie war und blieb für mich furchterregend, lieb- und gnadenlos. Noch bis in die nahe Gegenwart verfolgte sie mich in Träumen und Traumreisen.

Manchmal kam Tante Kitty, die Schwester meines Onkels, zu Besuch. Sie spielte uns

rückwärts sitzend Klavier vor. Das fanden wir toll, und ich wollte unbedingt auch mal so Klavier spielen können. Klavierklang für mich sowieso viel schöner als Geige, auf der meine Mutter täglich übte und dabei mit dem Fuß den Takt tippte. Alle fanden sie unbegabt und ihr „Gequietsche“ schrecklich. Dem hatte ich mich offensichtlich angeschlossen. Aber Tante Kittys Spiel fand ich, auch wenn sie vorwärts sitzend spielte, schön.

Mit fünf Jahren kam ich in die Schule. Das war im Jahr 1944. Nach der allmorgendlichen Messe in der Kirche rannten wir in das gegenüberliegende Schulhaus und reiheten uns seitlich von unseren Bänken auf. Um Punkt 8.30 Uhr stand jeder an seinem Platz, die Augen fest auf das große Adolfbild über dem Kreuz gerichtet, und wir sprachen gemeinsam im Chor:

„Köpfchen senken, Köpfchen senken,
fest an Adolf Hitler denken,
der uns gibt unser täglich Brot
und uns hilft aus aller Not!“

„Heil Hitler“ schmetterten wir zum Schluss, den rechten Arm voraus, die Hacken zusammenschlagend und wehe, einer machte nicht mit. Da legte unser Lehrer besonderen Wert drauf, weil er – wie ich viele Jahre später erst erfuhr – von den Nazis genau beobachtet wurde.

Auch was heute wieder diskutiert wird und Modellcharakter hat – acht Klassen in einem Raum –, war damals gang



und gäbe. Für jede Klasse gab es eine Sitzreihe, die Größeren halfen den Kleineren. Das machte die Großen stolz, gab uns allen ein Gemeinschaftsgefühl und entlastete den Lehrer. Der war im Übrigen wie viele zu dieser Zeit sehr streng und hatte den Stock schnell bei der Hand. Wenn man mal Pause haben wollte von Anspannung und Drill, meldete man sich mit „Ich muss a mol nötig uff'n AB, Herr Löhre!“ und flüchtete nach draußen.

Ich war beliebt in der Schule und wurde oft zum Vorlesen aufgerufen. Natürlich war ich überzeugt, dass ich lesen musste, weil ich so schlecht darin war. Dass aber alle mich gerne lesen hörten, erfuhr ich erst vor einiger Zeit von einer damaligen Mitschülerin.

Handarbeiten war damals ein sehr wichtiges Schulfach. Wir lernten Flicker ein- und aufsetzen, ebenso wie Saum- und Kreuzstich und die Großen sogar Spinnen, vor allem aber Stricken und besonders Einstricken. Alle Löcher am Knie mussten x-mal neu in die schrecklich kratzenden Wollstrümpfe aus handgesponnener Schafwolle eingestrickt werden. Auch die meisten übrigen Kleidungsstücke waren aus dieser entsetzlichen Kratzwolle. Es juckte unausstehlich. Besonders in den Kniekehlen und an den Oberschenkeln. Es war Folter, doch ich durfte weder jammern noch kratzen. Das hätte als verwöhnt und undankbar gegolten, denn ich sollte froh sein, nicht frieren zu müssen. Ich beneidete die Jungen. Sie trugen lange Hosen und brauchten darum nur Kniestrümpfe zu tragen. Wir Mädchen aber im Röckchen brauchten im Winter Leibchen mit Strapsen und die elend langen, piekenden Strümpfe.